Die Weltdame.

Roman von [illegible].

(18. Fortsetzung.)

Max fühlte sich einmal freier. Im tiefsten, ungestörten Verkehr mit diesen einfachen und herzlichen Menschen lag für ihn das Wohltuende, was ihm in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung zuteil werden konnte. Er war überzeugt, daß, nachdem er nun einmal dem entsagen [illegible], was früher seinen Traum vom Glück ausgemacht hatte, der enge Anschluß an diese beiden guten Menschen ihm zum Aufbauen und Aufleben eines neuen ruhigen Lebensglückes verhelfen würde. Mit gewaltsamer Willenskraft verbannte er alle Gedanken an Thea aus seinem Herzen und war bemüht, ein innerliches Band mit Margrit anzuknüpfen. Instinktiv — das eine als Heilmittel gegen das andere. Aber er konnte nicht hindern, daß ihn so vieles an ihr, so rührend es war, fremdartig anmutete.

Von Zürich fuhren sie nach Luzern, wo sie am Abend anlangten. Gleich nach der Ankunft gingen sie an den See. Max staunte ob der Mannigfaltigkeit des Erdenfleckchens, das sich Schweiz nennt. Wieder eine lebhaft wogende Stadt, wieder ein blauer See — doch welch ein Unterschied! Von dem gleichsam demokratischen Ton und Menschenschlag, der in Zürich trotz aller feiner Eleganz und Pracht bestimmend wirkte, war hier nichts zu sehen. Ja, es schien, als ob ganz Luzern nur von einem vornehmen, internationalen Fremdenpublikum bewohnt würde. Das wogte an den Kais vor den weißen Hotelpalästen auf und ab. See und Ufer strahlten in feenhafter Beleuchtung. Musik klang von allen Seiten.

Statt des Kranzes friedsamer Ortschaften und sanftliniger niederer Bergketten um den breit sich dehnenden Züricher See die wilde Eingezwängtheit des Vierwaldstätter Sees in schroff niederfallende Bergfelsen, unter denen der düstere Bürgenstock der wildeste und unbändigste war. In greifbarer Nähe der breitgelagerte Rigi und der wundervoll gegliederte Pilatus.

Max dachte, wie überwältigend die Landschaft gewesen sein mußte zu einer Zeit, als noch kein fremder Ton sie entweihte und nur das hineingeborene Volk sie belebte, als noch keine Bergbahnen den Rücken der Berge überrasselten, nur hin und wieder ein fremder Wanderer sie betrat und die Schönheit dieser Erde rein auf sich wirken ließ.

Auf seinen Wunsch entfloh man dem rauschenden Leben Luzerns und nahm Wohnung in dem nahegelegenen stilleren Weggis. Bei Tage durchstreiften sie die Gegend und allabendlich fuhren Max und Margrit, seltener Doktor Josti mit ihnen, auf dem stillen Wasser, und schauerten im Angesichte des hier sich in seiner ganzen schroffen Wildheit darbietenden Bürgenstocks ihnen gegenüber.

Am letzten Abend in Weggis stand Max Rugenberg im Kahn, schaute auf das dunkle Wasser, die schwarzen dräuenden Berge und dann auf den stillen Mädchenkopf und das schmale liebliche Gesichtchen vor ihm, und faßte einen Entschluß. Er wollte, bevor er den Beatenberg wieder betrat, Sorge tragen, daß der Friede, der in ihm war und dem sich noch immer die schnürende Angst mischen wollte, ein dauernder wurde. Er wollte sich selbst binden, und nichts sollte ihn hindern, sich diesmal treu zu bleiben. Er nahm sich vor, am nächsten Tage mit Doktor Josti zu sprechen.

Der Tag wurde heiß und drückend. Die drei Reisende waren mit dem Dampfschiff nach Flüelen gefahren und wanderten nun durch die unvergleichliche Axenstraße Brunnen zu. Zu ihrer Linken lag in der Tiefe der dunkelblaue Urnersee. Durch die Oeffnungen der Felsgalerie bot sich ihnen wie in einen Rahmen gefaßt ein gewaltiges Bild nach dem andern. Vor allem war immer wieder die monumentale Riesenkette des Urirotstocks mit seinen Firnen und Gletschern in rotem Abendlichte sichtbar. Besonders machte Doktor Josti seinen deutschen Freund auch auf den Rütli und den Schillerstein aufmerksam.

Die Hitze war trotz der kommenden Abenddämmerung noch unerträglich. Da sahen sie in kurzer Entfernung vor sich ein Häuflein zusammengepreßter Menschen in der Felsenstraße. Sie eilten hinzu und vernahmen, daß ein alter Herr ohnmächtig geworden war und sich im Fall gegen die Felsenwand am Kopf verletzt hatte. Er blutete stark aus einer Stirnwunde. Hilfreiche Hände waren um ihn bemüht, unter ihnen offenbar ein Arzt. Doktor Josti wechselte mit ihm einige Worte und trat dann beruhigt zurück. Da fühlte Max plötzlich seine Hand krampfhaft erfaßt und sah Margrits Gesicht. Es war schneeweiß und entsetzt. Ehe er noch fragen konnte, was geschehen ist, hatte Doktor Josti seine Tochter sanft an der Hand gefaßt, und führte sie, den Arm liebreich um sie schlingend, fort. Max folgte ihnen verwirrt und erstaunt.

Erst am Abend, als Margrit etwas ermüdet zur Ruhe gegangen war und die beiden Männer im Speisezimmer des Hotels noch beieinander saßen, klärte Josti seinen Freund über das Rätsel auf.

„Sehen Sie, sie kann kein Blut sehen. Das ist Ihnen vielleicht erstaunlich, da Sie ihre Samariternatur kennen. Sie hat es von ihrer Mutter. Selten hat eine Arztfrau ihrem Mann in seinem Beruf so beigestanden, wie sie es mir tat. Sie war unermüdlich, die Armen unter meinen Kranken zu umsorgen und zu pflegen, ihnen das Nötige, das sie selbst nicht anschaffen konnten, zu bringen, ihnen die Kissen zu schütteln, bei ihnen zu wachen, sie mit ihrer sanften Stimme zu trösten. Und doch — sie konnte kein Blut sehen. Ich weiß, sie hat übermenschlich gegen diese Schwäche angekämpft — vergeblich. Ihr jüngerer Bruder ist in ihrem Beisein nach einem schrecklichen Fall in eine Sense verblutet — ich führe ihre Idiosynkrasie auf den unauslöschlichen Eindruck zurück, den das Kind damals empfing. Und Rehchen ist in allen Dingen ihrer Mutter Ebenbild."

Er schwieg und blickte erinnerungsverloren in das Weinglas, das vor ihm stand. Nach einer Weile begann Max zu sprechen. Er schilderte den Frieden, der mit leisen, zaghaften Sohlen in seine Seele zu schleichen begann, die Angst, die mit ihm rang und ihn immer wieder zu verscheuchen drohte. Er glaube, daß er, wenn er Gewißheit über Margrits Besitz habe, gefeit auf den Beatenberg zurückkehren könne, um dem Vergangenen ein Ende zu machen.

Eine Zeitlang schwieg der Doktor und sah ihn dann mit seinen lebhaften Augen fest an.

„Was von meiner Seite geschehen kann, um Alfreds Sohn zum Leben zu verhelfen, das soll geschehen. Ich sagte Ihnen schon einmal, Max, daß ich dies tiefgründige und schwer zu verstehende Kind in keine Hand lieber gebe als in die Ihrige. Obwohl ich weiß, daß Sie noch in einer Leidenschaft für eine andere stecken..."

„Das würde", fuhr der Doktor fort, „vielleicht manchen verwundern. Aber mein Kind ist anders, als die meisten andern Mädchen. Sie braucht viel zarte Liebe ohne Leidenschaft.... Sie braucht einen Menschen, der sie mit festem Willen und weichem Herzen führt und schützt. Und — was sie selbst an Weibesliebe zu vergeben hat, das bringt sie Ihnen wohl entgegen. Denn darüber dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben: ihre Nächsten-, ja auch ihre Tierliebe steht vorläufig noch auf mindestens derselben Stufe. Aber all dem haben Sie ja Verständnis entgegengebracht. Und im stillen habe ich mir gedacht: vielleicht weckt einst die Mutterliebe alle weiblichen Instinkte in ihr. Es war so bei meiner Frau....

Ich verhehle Ihnen nicht, lieber Freund: ich hätte es lieber gesehen, wenn Sie mit der Vergangenheit gebrochen, sich mit Fräulein v. Brand ausgesprochen hätten, ehe Sie Rehchen an sich banden. Haben Sie aber das Gefühl, daß Ihnen das, was nun einmal sein muß, mit der Gewißheit ihres festen Besitzes besser gelänge — ich vertraue Ihnen ganz, mein Freund. Kehren wir in den nächsten Tagen auf den Beatenberg zurück! Ohnehin drückt es mich, Ihre Mutter tagelang im unklaren zu lassen. Ich werde ihr morgen ein Briefchen schreiben und ihr mitteilen, daß wir zurückkommen.

Nur eins — es ist das einzige, was ich von Ihnen verlange —, Sie müssen mich ermächtigen, Ihre Mutter über alles, was geschehen ist, aufzuklären. Ich glaube, sie wird mehr Verständnis für Ihre Handlungen haben, als Sie es für die ihrigen hatten, mein Freund. Ihre Mutter muß des Gastspiels wegen in einigen Tagen fortreisen, Fräulein v. Brand wird zweifellos nach der Aussprache mit Ihnen ebenfalls fortgehen. Dann, wenn Sie ganz ruhig geworden sind, dann müssen Sie auch Rehchen so viel von den schwarzen Schatten mitteilen, wie Ihre zukünftige Frau es von Ihnen verlangen kann. Ganz behutsam, mein Freund, und mit der Festigkeit des Ueberwundenhabens."

* * *

Thea v. Brand an den Grafen Kolb v. Degen:

„Verzeih', Onkel Kolb, daß ich Dir an die zuletzt angegebene Adresse nicht schrieb. Ich könnte Dir sagen, daß man niemals weniger Zeit zum Schreiben hat, als auf Reisen. Ich darf es nicht angesichts der rührenden Pünktlichkeit Deiner Briefe, und ich möchte um so weniger versäumen, die nun für Australien fällige Post zu benutzen, als ich weiß, daß Du meinen Brief erwartest. Es ist so ein köstlich wohltuendes Gefühl, zu denken, daß in der weiten Welt ein guter und großer Mensch unser mit Achtung und Liebe gedenkt.

Du schreibst in Deinem letzten Briefe in so glühenden Farben von den Wundern Japans und wunderst Dich, daß ich so lange Zeit in diesem kleinen Schweizer Ländchen verweile, das Du selbst ein „Wundergärtlein Europas" nennst. Ach, ist nicht diese ganze Natur, sei sie nun gemalt in den Farben der Lotosblumen und [illegible] oder in denen der Alpenrosen und Edelweiß, spiegele sie sich in den Fluten des Stillen Ozeans — ist sie nicht immer nur der Rahmen für unsere Gefühle?

Nichts kann mir bei allem Schönen, das ich sah, ein anspruchsloses Fleckchen Erde am Rande der Heide übertrumpfen. Du weißt, was ich meine. Mein Vater hatte dort ein kleines Familiengut, wo wir alljährlich einige Wochen zubrachten. Ich sehe noch vor mir die Äcker und Wiesen, am Horizont ein paar einsame Kiefern und hinter ihnen sich dehnend die Heide — diese primitive Landschaft kann kein noch so blühendes und glühendes Land der Erde mir aus dem Herzen reißen.

Weißt Du, woher das kommt? Das kommt daher, daß dort die Heimat war. Und ich neige zu der Ansicht, daß all unser Umherirren in den vielerlei Teilen dieser Erde nur ein verkapptes Heimweh ist, und daß keiner ein so echtes und tiefes Heimatgefühl in der Brust trägt, wie wir „Weltreisenden". Weil wir keine Heimat mehr haben und uns ewig nach ihr sehnen. Dich einbegriffen, Onkel Kolb! Aber vielleicht darf ein Mann sich das nicht zugestehen, am wenigsten ein Mann wie Du. Dagegen ist es uns Frauen — als Gegengewicht zu den vielen Freiheiten, die Ihr Männer Euch gestatten dürft — erlaubt, unser Herz sprechen zu lassen und „Gefühle" zu haben, da wo Ihr sie unterdrückt.

Ich schreibe dies in der Nacht, wie ich überhaupt meine Briefe „nach vollendetem Tagewerk" schreibe. Ich kann nicht viel schlafen .... Dir gegenüber keine Heimlichkeit: es bereitet sich eine entscheidende Wendung in meinem Dasein vor.... Sei ruhig, ich bin eine Brand und eine Kolb v. Degen — Du sagtest es selbst. Die sind stolzer und stärker, als andere Menschen — und wenn sie leiden, tausendmal unglücklicher .... Denk' meiner als ein wesensverwandter Mensch — aber sorg' Dich nicht!

Durchs Fenster hinein duftet die würzige Alpenkräuterluft Beatenbergs — und dabei stehen vor meinen inneren Augen die Kameliengebüsche und Lotosblumenfelder Japans, von denen in dem Briefe steht, der vor mir liegt. Besonders die Lotosblume war die Wunderblume meiner Kindheitsphantasie, nachdem ich das Lied des zerrissenen Dichters gelesen hatte von der Lotosblume, die, „schweigend die Nacht erwartend", „duftet und weinet und zittert" — vor Liebe und Liebesweh.... Thea."

* * *

Es war noch ziemlich früh am Tage, als Doktor Josti und seine beiden Begleiter, über den wildromantischen Brünig kommend, Interlaken erreichten. Sie gingen vom Bahnhof aus auf die Höhenpromenade, Interlakens unvergleichliche Gebirgspanoramastraße, von der aus sich besonders die Jungfrau in ihrer ganzen wundervollen Gliederung dem Auge darbietet. Sie gehört zu Interlaken, wie der Garten zum Hause. Nirgends entschleiert sie sich mehr vom Haupt bis zu den Füßen, entfaltet sie sieghafter die ganze herrliche Gestalt, wirkt ihr Zauber überwältigender, als auf dieser Straße.

Max zuckte, als er sie sah. Das Bild im Pfarrgärtlein des Beatenbergs stand vor seinem Auge, wo die weiße Gestalt auf der niederen Mauer saß. Von Heimweh und Erinnerung hatte sie gesprochen, in zitternd eindringlichen Tönen, mit verhaltener Stimme, mit tiefen fragenden Augen.

Er vermochte es fast nicht, den Berg anzusehen. Gewaltsam bezwang er sich, Doktor Jostis Erklärungen über seinen Aufbau anzuhören.

Nach dem Mittagessen wanderten sie auf dem Waldwege des großen Ringens zum Abendberg hinauf, dessen langer Rücken vom Beatenberg aus am unmittelbarsten zu sehen gewesen war. Sie standen auf seinem Gipfel im Angesichte der weit gedehnten, nach allen Seiten hin freien Aussicht. Hinter ihnen das Hochgebirge, vor ihnen die beiden blauen Seen, wie zwei Augen Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

— Im Gerichtssaal. Richter: „Sie geben also zu, in das Kontor des Stellenvermittlers Meier nächtlich eingebrochen zu sein?"

Angeklagter: „Jawohl, Herr Richter, det jeb' ick zu, ick wollte mir aber bloß 'mal seine Vakanzenliste durchlesen, weil ick nämlich Arbeet suche."

Die Thomasmesse.

Von Ludwig [illegible].

Der Tag ist zu Ende, die Fenster sind [illegible], und draußen [illegible] die Himmelsräume im [illegible].

Da kommen die Kinder mit großen, bittenden Augen.

„Erzähle etwas Hübsches!"

„Was soll ich erzählen? Kann ich euch nicht lieber Andersen vorlesen?"

„Nein, heute abend nicht. Erzähle, wie du noch klein warst."

„Aber aus welcher Zeit des Jahres?"

„Weihnachten."

„Weihnachten ... ja!"

Ich suche in meiner Erinnerung, und viele Weihnachten huschen wie rasche Schlitten weit weg über eine Ebene und verschwinden gleich wieder. Aber schließlich steigt ein Bild herauf, steht plötzlich ganz klar da und weicht nicht zurück, und da entschließe ich mich, davon zu erzählen.

„Wißt ihr, was die Thomasmesse ist?" frage ich. „Habt ihr je etwas davon gehört?"

„Nein, nie! Was ist das?"

„Der Thomastag fällt auf den 21. Dezember, also drei Tage vor Weihnachten. Und als ich noch klein war, da pflegte an diesem Tage ein solches Leben daheim in meiner Stadt zu herrschen, daß ich mir ein richtiges Weihnachten gar nicht ohne Thomasmesse denken kann. Und wie weit ich auch zurückdenke, immer ist die Thomasmesse gleich. Obschon es sehr wohl möglich ist, daß es in Wirklichkeit gar nicht so war, sondern vielleicht war ein Jahr Tauwetter und das Jahr darauf 40 Grad Kälte, und vielleicht war der Himmel auch gar nicht so rot, wie er mir vorschwebt. Aber ich sehe ihn immer rot, so rot und hoch und prächtig. Wenn ich nur daran denke, so tut es mir schon ein bißchen in der Brust weh, und ich meine, daß ihr, die ihr so etwas nie gesehen habt und hier unten, wo immer nur Quatschwetter ist, auch nie so etwas Aehnliches sehen könnt, gar keine Ahnung habt, was ein richtiges, richtiges, richtiges Weihnachten ist."

„Aber denkst du an ganz bestimmte Weihnachten, wenn du das sagst?"

„Ja, eben! An ganz bestimmte Weihnachten denke ich."

„Wie alt warst du damals?"

„Ein bißchen älter als du."

„Und ist gerade in diesen Weihnachten etwas ganz Besonderes geschehen?"

„Ja."

„Was denn? Erzähle, erzähle doch!"

„Liebe Lena, du darfst nicht glauben, daß es etwas gar so furchtbar Merkwürdiges war. Er war vor allem das, daß die Schule aus war, so daß man den ganzen Tag Schlittschuh laufen konnte. Und am Tage vor der Thomasmesse hatten wir eine große Renntierherde passieren sehen, und wir wußten, daß am nächsten Tage die Lappen in ihren Zeltwägelchen durch die Stadt fahren und ihr Lager auf dem Hügel hinter der alten Rathausbrücke aufschlagen würden, und die Lappen kamen so sicher zu Weihnachten wie die Livländer und Dudelsackpfeifer mit dem Frühling, die Fischer mit dem Sommer und die Zigeuner mit dem Herbst. Das war so sicher wie das Amen im Gebet."

„Richtige Zegeuner?"

„Richtige Zigeuner, ja freilich, die in den Häusern herumgingen und betteln und alles Schadhafte verlöteten. Und am Sonntag, da hielten sie große Hochzeit in ihrem Lager vor der Stadt, und da ging es hoch her."

„Oh, war das nicht schön, damals ein Kind zu sein, Onkel Ludwig?"

„Ja, aber vielleicht am schönsten nachher, wo man sich an alles erinnert. Und jetzt hör' nur zu! An diesem Abend vor der Thomasmesse, erinnere ich mich ganz genau, daß der klarste Mondschein war, und die Felder lagen so weiß da wie auf der Bleiche, und am Himmel waren so unerhört viele Sterne, daß sie wie eine Staubwolke über der Stadt standen. Und im Schein dieses großen Mondes und all dieser Millionen Sterne liefen wir Schlittschuh, und die Kleider waren zu Eis gefroren, und mitten durch das Schneefeld ging ein Bach, der war auch gefroren und schwarz und spiegelte den Himmel, und da war es genau, als wäre die ganze Welt eine weiße Wolke, die regungslos im Raume hing, und durch Ritzen und Spalten konnten wir die Sterne unter uns und rings um uns sehen, und da wurde es uns so eng in der Brust, daß wir die Mütze zum Monde schwenken mußten und Hurra riefen! — Gegen Abend gingen wir auseinander, und als ich heimkam, saß ein kleines Männchen im Speisezimmer und plauderte mit meinen Eltern. Das heißt, gesagt wurde nichts, sondern immer nur gedeutet. Denn der Mann war taubstumm."

„Erkennst du Järker nicht? fragte mein Vater, und das kleine Männchen dienerte und scharrte mit dem Fuß und schüttelte mir die Hand, während es beständig öh! öh! öh! grunzte. Und deutete, daß ich groß geworden war, und daß er sich freute, mich wiederzusehen."

„Aber wer war das?"

„Das war Järker."

„Aber wer war Järker?"

„Järker war ein alter, treuer Diener, der zwanzig Jahre in unserem Hause gewesen war. Eigentlich war er ein Lappe und war in die Taubstummenschule gegangen, aber später kam er zu uns. Und obgleich er ganz klein und knorrig war, war er doch ein großes Original. Er ging die ganze Nacht mit dem geladenen Gewehr herum und hielt Wache, damals, als wir noch einen eigenen Mörder in der Stadt hatten..."

„Einen eigenen Mörder?..."

„Ja freilich. Mehrere Jahre hindurch hatten wir in der Stadt einen eigenen Mörder. Und er war außerdem Mordbrenner, dann ist er an der Schwindsucht im Gefängnis gestorben. Und eines Nachts packte Järker ihn an einem Fuß, aber es gelang ihm, sich fortzuschlängeln und in der Dunkelheit zu verschwinden, sonst hätte er unser Haus angezündet, wenn nicht Järker dagewesen wäre. Aber das ist nur eine von Järkers zahlreichen Heldentaten, es gibt noch viele andere. Und er hatte auch einen köstlichen Humor. Unter anderem machte er den Maschinisten auf einem kleinen Kolibriboot, das mein Vater hatte..."

„Was ist das, eine Kolibriboot, Onkel Ludwig?"

„Ach, ungefähr das, was heute ein Motorboot ist. Und da geschah es einmal, daß er mit dem Hammer daneben schlug, sich selbst auf den linken Daumen, so daß er ganz platt wurde.

Da wurde er zornig, guckte seinen Daumen an und sagte: „Bäh, bäh, bäh." Dann spuckte er darauf, legte ihn wieder hin und schlug noch einmal mit dem Hammer zu, so daß er den Daumen in die Form brachte, wie er ihn haben wollte. Ja, so war Järker, und jetzt war er also zur Thomasmesse hergekommen und saß im Speisezimmer und lachte mit den Augen, und sah so vergnügt aus, wie du es dir gar nicht vorstellen kannst."

„Warum war er so vergnügt?"

„Ja, siehst du, das ist ja eben das Schöne an der ganzen Geschichte. Er wohnte nämlich gar nicht in der Stadt, sondern weit, weit oben auf dem Lande, da hatte er sich niedergelassen, nachdem er eines schönen Tages eine taubstumme Näherin geheiratet hatte, und das war nun fünf Jahre her. Dort droben auf dem Lande wohnten sie in einer Hütte und hatten zwei Kinder — die sprechen konnten. Und ich glaube, Järker arbeitete droben bei der Holzsortierung, wo man das Holz für die Sägewerke sortiert, wenn es im Frühling in gewaltigen Massen aus dem Gebirge kommt.

Aber nun war es so, daß er zwanzig Jahre hindurch meinen Vater jede Woche das ganze Jahr auf den Markt begleitet hatte, und nichts Wichtiges hatte im Haushalt geschehen können, ohne daß Järker mit dabei war — und das Wichtigste von allen, das war natürlich der größte Markttag im Jahre, die Thomasmesse. Und darum war dieser Tag so allmählich für Järker der Gipfelpunkt des ganzen Jahres geworden. Und so war er dort oben auf dem Lande seiner täglichen Arbeit nachgegangen und hatte mit Frau und Kindern gelebt — und sich vier Jahre zurückgehalten. Aber das fünfte ging es nicht mehr. Es lockte ihn zu sehr, und so fuhr er auf und davon, nur um wieder einmal mit einem Korb unter dem Arme zwei Schritte hinter meinem Vater durch die Stadt auf den Marktplatz zu gehen und dorten mit Lappen und Bauern zu handeln, zu feilschen und zu zanken, während die weiße Fassade der Landeshauptmannsresidenz und der Turm des alten Rathauses von dem brennenden Winterhimmel rot gefärbt wurden und die Birken am Kanal wie ein lila Rauch standen, durch den das Armenhaus grau und elend durchschimmerte.

Und so kam es auch.

Die Thomasmesse brach an, mit dem schönsten Mondschein am Morgen und großen Eisblumen an den Fenstern, die förmlich funkelten, wenn man das Rouleau aufzog; aber dann kam die Sonne ganz fleischrot und unheimlich über die Berge hinauf. Und der ganze Himmel war voll roter, kleiner Wolkenstreifen, ganz wie diese Streifen aus rotem Seidenpapier, die man auf den Christbaum hängt. Und wir standen alle am Fenster und sahen zu, wie mein Vater und Järker auf den Markt gingen, und im Gesicht des einen funkelten die Augen, und in dem des andern lachte der Mund, und ich glaube, daß es vielleicht für beide die reinste und ungetrübteste Freude war, die sie in ihrem Leben gekostet hatten — denn so sahen sie aus.

Und du kannst mir glauben, das war ein Leben. Lange Reihen frostbereifter Bauernschlitten kamen aus den Wäldern zur Stadt hinunter, das war ein Glockengebimmel und ein Knarren und Knirschen im Schnee, und die Lappen rollten herum in ihren Zeltwägelchen, und über jedem Schornstein in der ganzen Stand stand der Rauch gerade in die Höhe wie ein weißer Katzenschwanz. Und die Jungen liefen über die Straßen, und es war eine Freude in der Luft.

Aber am folgenden Tage machte Järker seinen Bückling, und mein Vater klopfte ihm auf die Schultern, und beide sahen so ein bißchen merkwürdig aus, denn weißt du, es waren nun zwanzig Jahre wieder zum Leben erweckt worden, sie hatten sich beide verjüngt gefühlt, und sie wußten, daß sich dieses Ereignis nie mehr wiederholen würde. Denn so etwas kann sich nicht wiederholen, das geschieht nur einmal, und nun war es geschehen. Und so ging Järker froh und vergnügt nach Hause."

Lena sieht mich mit bekümmerten Augen an:

„Kam Järker nie mehr wieder?"

„Nie."

„Du hast ihn also gar nicht mehr gesehen?"

„Gar nicht mehr."

Und da sagte sie als das gute, kleine Mädchen das sie ist:

„Aber ich werde an ihn denken, wenn die Thomasmesse kommt, und mir einbilden, daß ich ihn gekannt habe, und dann feiern wir die Thomasmesse immer damit, daß du mir wieder eine Geschichte von ihm erzählst! Versprichst du mir das?"

Ich verspreche es, und wir trennen uns. Draußen braust der Regensturm, und Järker, wo ist er? Ich weiß es nicht. Vielleicht tot wie sein Herr. Für mich ein Schatten nur, ein freundlicher Schatten aus der Vergangenheit.

Städtchen als Kneipwirt.

Interessante Regelung der Getränkefrage in Lemmon, Süd-Dakota.

„Ganz geht es doch nicht ohne eine Schankwirtschaft, und wenn wir schon so etwas haben sollen, so laßt es uns unter Kontrolle halten und im Interesse der Stadt verwalten," — zu diesem Schluß gelangten vorläufig die biederen Bewohner des Süd-Dakotaer Städtchens Lemmon, und seit über sechs Monaten wird die einzige Wirtschaft, welche es dort gibt, tatsächlich von der Stadt selbst geführt.

Formell stimmt dies allerdings nicht; denn nach dem Staatsgesetze von Süd-Dakota dürfen sich überhaupt keine Städte direkt mit dem feuchtgeistigen Geschäft befassen. Daher ist die Wirtschaft dem Namen nach im Besitz einer Korporation, welche sich „Lemmon Civic Association" nennt und eine nicht-dividendenzahlende Aktien-Gesellschaft bildet. Die Mitgliedschaft kostet $1, und eines der Mitglieder wird zum Geschäftsführer der Wirtschaft auserkoren. Letztere wird aber allgemein als „Municipal Saloon" genannt, und seine Erträgnisse werden für Schulen, städtische Verbesserungen und andere öffentliche Zwecke verwendet. Auf durchschnittlich $1000 pro Monat sind seit Juli die Profite der Wirtschaft gekommen, und das Städtchen ist dadurch auch schuldenfrei geworden. Was die Kosten betrifft, so sind dieselben sehr bescheiden und bestehen eigentlich nur aus der Bezahlung für die Schankwärter; der Geschäftsführer, wie überhaupt jeder, der sonst etwas mit dem Platze zu tun hat, bekommt nichts.

Im Jahre 1912 noch hatte Lemmon, bei seiner damaligen Bevölkerung von 1255 Personen, 8 private Schankwirtschaften. 1913 wurde durch ein Staatsgesetz die Zahl der Wirtschaften allgemein nach der Bevölkerung geregelt, und darnach entfielen auf Lemmon 2. Jede der 8 Wirtschaften hatte an die Stadt jährlich $800 zu zahlen gehabt, und es wurde fast alles Mögliche von den Besitzern aufgeboten, um Kunden genug anzulocken. Auch als die Zahl dieser Plätze auf zwei beschränkt wurde, folgte ein häßlicher Kampf um die Erlangung der beiden Lizenzen.

Durch Pluralitäts-Votum wurden die zwei Lizenzen vergeben; aber die Prohibitionisten fochten die Abstimmung in den Gerichten an, und sechs Monate lang lag dort die Geschichte fest, während welcher Zeit das Städtchen völlig trocken war, — abgesehen von Apotheken. Endlich hoben die Gerichte die Sperre auf; und im Frühling 1914, als die Stadt sich für Regierung durch Kommission entschied, bestimmte sie auch, daß, wenn man schon ein feuchtgeistiges Geschäft noch haben wolle, der ganze Gewinn zum Besten der Gemeinde verwendet werden müsse; im Hochsommer wurde dann die „Munizipal-Kneipe" eröffnet.

Zu der „Civic Association", welche den Platz dem Namen nach besitzt, gehören allerlei Leute, auch Geistliche und sogar Prohibitionisten selbst! Der Verkauf von Getränken wird in keiner Weise gefördert. Trunkenbolden, die als solche schon bekannt sind, dürfen unter keinen Umständen den Platz betreten; aber jeder Kunde, der Neigung zur Völlerei zeigt, wird sofort hinausgewiesen. Auch wird an niemanden etwas verkauft, von dem man weiß, daß seine Familie sich in dürftigen Umständen befindet. Der gegenwärtige Geschäftsführer ist selber ein Prohibitionist.

So glänzend sich die obige Einrichtung bis jetzt auch bewährt hat, so wühlen doch die „Trockenen" fort und fort dafür, daß nicht einmal in dieser Form eine Wirtschaft noch geduldet werde! Jedenfalls wird diese Frage wiederum dem Volke zur Abstimmung unterbreitet werden. Sogar verärgerte Privat-Spirituosen-Interessen sollen gegen die öffentliche Monopols-Kneipe agitieren.

Würde das Städtchen wieder „trocken" gelegt werden, so wäre diese Entwickelung nicht ganz ohne einen Vorgangs-Fall. Sisseton nämlich, gleichfalls in Süd-Dakota, ist die einzige andere Stadt in den Ver. Staaten, welche es mit einer „Munizipal-Kneipe" versuchte, — und auch sie hat schon nach einem Jahre für völlige Unterdrückung der Wirtschaften gestimmt. In diesem Fall wurden aber schlechte Geschäftsführung und Grabscherei als Haupt-Ursache angegeben; jedenfalls scheint sich das Unternehmen nicht so gut bewährt zu haben, wie in Lemmon.

Im Gefängnis von Belair, Md., vollzog Sheriff Mitchell dieser Tage an dem 30jährigen Kirk Stein die verhängte Prügelstrafe, weil dieser überführt worden war, seine Frau geschlagen zu haben. Stein hatte sich vor Richter Williams schuldig bekannt und wählte statt einer Freiheitsstrafe im Staats-Arbeitshause 15 Ruthenstreiche. Er ging nach Verbüßung dieser Strafe mit der Versicherung von dannen, nie wieder seine Frau schlagen zu wollen.

— Unsere Dienstmädchen. Dienstmädchen (zur Gnädigen beim Abschluß des Mietsvertrages):

„Steht Ihrem Gatten der Hausschlüssel zur Verfügung?"

„Was geht Sie das an?"

„Erlauben Sie mal, gnädige Frau, wenn ich das weiß, weiß ich alles!"

Unsere Schnittmuster-Offerte

Hauskleid im Negligéstil. Nr. 1194.

[illegible]

Rückennaht, so daß die untere Weite 2½ Yard beträgt. Hierdurch ist das Kleid besonders für stärkere Damen empfehlenswerth und auch die glatte Blouse dürfte deren Beifall finden. In feinen Wollstoffen oder Foulardseide ausgeführt, giebt das Modell ein einfaches, ansprechendes Besuchskleid. Gebraucht werden zu dem Schnittmuster, erhältlich in Größen von 34—44, 7 Yards Material bei 36 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. ....
...... Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre ...... bei Kindersachen.)
Name ....
No. ...... Straße ....
...... Stadt ....